



F r e i t a g , a m 8 . J a n u a r 1 8 3 0 .

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Hell.]

## Isabella Fuentes.

Eine Erzählung aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts.

Von

Bertha van der Velde.

Flammend sank das freundliche Tag-Gestirn im Westen hinab und streute seine Gold- und Rosenwolken über Frankreichs ewig heitern Himmel. Hell schimmerten in dieser Verklärung die unzähligen Thurmspitzen der stolzen Königstadt und die prächtige Seine, die sich wie ein goldenes Band durch die blühenden Fluren schlängelte, während ihre tausend Wimpel und Segel im Abendwinde flatterten. Ueberall regte sich ein fröhliches Leben und Treiben, die muntern Pariser, von der Schönheit des Herbsttages aus den düstern Mauern gelockt, erfüllten die zierlichen Gärten und Fußsteige, die sie anmuthig umkränzten, und musterten neugierig die Vorüberreisenden, die auf der breiten Landstraße dem Mittelpunkte des heitern, stolzen Reiches zuströmten.

Eben reizte jetzt eine ausgezeichnete Erscheinung die Aufmerksamkeit der Schaulustigen; denn von einer sanften Erhöhung herab, die ihn bis jetzt jedem Blicke verborgen hatte, kam ein langer glänzender Zug langsam daher geritten. An seiner Spitze befand sich eine Dame, deren königlicher Anstand, so wie die angeseuchte Pracht der Gewänder sehr hohen Rang zu verkünden schienen. Sie saß auf einem Zelter von milchweißer Farbe, dessen Zügel die eine Hand nachlässig

hielt, während die andere manchmal kosend den Kopf des Thieres streichelte. Das enganliegende Reitkleid von dunkelrothem Sammet mit goldener Stickerei zeigte den hohen, stolzen Wuchs aufs Vortheilhafteste; reiche schwarze Locken fielen um den blendend weißen Hals, den ein zierlich gesteifter Spitzenkragen zum Theil bedeckte, und vom weißen goldstrahlenden Federbaret wallte in schönem Faltenwurf ein langer weißer Schleier. Ihr Gesicht strahlte im Glanze der Jugend und einer fast überirdischen Schönheit, die jetzt noch durch den Ausdruck harmlosen Frohsinns erhöht wurde. An ihrer Seite ritt ein Jüngling im kriegerischen Schmuck seiner Zeit, und obgleich seine Rüstung und Waffen überaus kostbar und glänzend gewählt waren, so verrieth doch sein Anstand, der ernste Ausdruck des schönen Gesichts und vor Allem die Glut und Kühnheit der großen dunkeln Augen, daß er sie auch in mancher wilden Schlacht getragen hatte. Das Gefolge, großen Theils aus Rittern und Damen bestehend, hielt sich von dem anziehenden Paare in ziemlicher Entfernung, und diesem schien die Absonderung erwünscht zu seyn; denn es war in ein sehr lebhaftes und trauliches Gespräch vertieft, wobei die Wangen der Dame oft in schönem Purpur erglühten. Jetzt hatte der Zug das Thor der Stadt erreicht und hielt an; der junge Ritter verneigte sich, Abschied nehmend, und die reizende Fremde sagte nun laut mit kalter Höflichkeit, die dem Ausdrücke der strahlenden schwarzen Augen widersprach:



Lebt wohl, Herr von Chatillon! und vergeßt nicht, uns heute noch im Palaste Lothringen aufzusuchen; Ihr werdet meinem Oheim ein willkommener Gast seyn.

Berwirth dankte der Geladene und sprengte auf einem Seitenwege davon, während die Andern alle in die stolze Hauptstadt einzogen.

Wer mochte das wohl seyn? — fragte jetzt ein junges hübsches Bürgermädchen ihre Gefährtin. — Hätte ich unsere gnädige Königin Maria nicht neulich mit eignen Augen gesehn, so glaubte ich, diese wäre es; sie war ja so schön und so geschmückt wie ein Muttergottesbild.

Das will ich wohl erfahren! — erwiederte lächelnd die Andere. — Da kommt noch ein Reiter im vollen Jagat; er gehört gewiß zu ihnen; den will ich fragen. —

Und wirklich rief sie trotz der Schwester ängstlichem Winken den Vorbeieilenden an, und dieser blieb, obgleich etwas verdrüsslich, halten. Er trug die stolzen Farben des Hauses Guise und sein ganzer Anzug bezeugte die große Sorgfalt, die er darauf gewandt hatte; aber um so widriger erschien in der glänzenden Umgebung das blasse hagere Gesicht, auf dem der Sturm häßlicher Leidenschaften sein Spiel getrieben zu haben schien. Die kleinen stechenden, schwarzen Augen, von sehr starken Brauen beschattet, bildeten einen unlieblichen Gegensatz zu dem fahlen, röthlichen Haupthaar, dessen krause dicke Locken sich unter dem stolz gefiederten Baret hervordrängten. Die kurze dünne Oberlippe, von einem großen rothen Barte geschmückt, reichte nicht hin, eine Reihe breiter, blendend weißer Zähne zu bedecken, welche auf diese Weise dem spöttisch verzogenen Munde keineswegs zur Verschönerung dienten. Jetzt richtete er einen flüchtigen, verächtlichen Blick auf die neugierige Fragerin und erwiederte:

Die schöne Dame ist eine Gräfin Fuentes, die Nichte des Herzogs Franz von Guise, und kommt eben aus Spanien.

Er wollte weiter eilen, aber das Mädchen vertrat ihm den Weg und bat freundlich:

So sagt uns nur noch Eins, werther Herr! wer war denn der große bildhübsche Ritter, mit dem sie so vertraulich sprach?

Thut sie das? — fragte der Reiter hastig dagegen; doch schnell sich besinnend, rief er — Das war ein Reiter! und sprengte davon.

Ein Reiter? stammelte die Eine erschrocken.

Jammerschade! rief die Andere und schlug die Hände zusammen, und schnell eilten nun Beide, den von Ferne lauschenden Bekannten die erlangten Neuigkeiten mitzutheilen.

Im Palaste des Herzogs Franz von Lothringen war große Mittagtafel und die untergehende Sonne fing schon an, die hohen Bogensenster zu vergolden und die zarten Wangen der Damen mit höherm Purpur zu färben; aber keiner der edlen Gäste sehnte sich nach dem Ausbruch, denn die Stunden flogen pfeilschnell in dem Genuße anmuthiger und zankloser Unterhaltung.

Am obern Ende der Tafel saß die junge Landesmutter, die liebenswürdige Maria Stuart, und die Allgewalt ihrer Reize bewährte sich eben aufs Neue an zwei feindlichen Naturen, die ihren Groll und alle Pläne für eine dunkle Zukunft zu vergessen schienen, um der vergötterten Königin zu huldigen. Es waren dieß der stolze, heftige Lothringer-Fürst Franz Guise und der ernste, staatskluge Held Coligny. Mit freundlichem Eifer bemühte sich die Fürstin, die sich von Gott und ihrem Herzen berufen fühlte, der Friedensengel ihres zweiten Heimathlandes zu werden, Berührungspunkte aufzufinden, die, ohne eins der heftigen Gemüther zu verletzen, gemeinschaftliches Interesse abgewannen, und diese wohlgemeinte Absicht glückte ihr wenigstens dem Scheine nach vollkommen. — Neben dem Herzoge saß die holde Elisabeth von Valois; aber weder die galanten Aufmunterungen ihres zweiten Nachbarn, des Prinzen Condé, noch die Neckereien der Königin Maria vermochten, das sonst lebhafte und fröhliche Mädchen aus ihren Träumereien zu erwecken; doch diese schienen sehr angenehmer Art zu seyn, denn in den klaren blauen Augen leuchtete ein ungewöhnliches Feuer und ein sanftes Lächeln spielte um den schön geformten Rosenmund.

Meine Nichte bleibt über meine Erwartung lange aus! — rief jetzt, als eine kleine Pause im Gespräch entstanden, der Wirth des Hauses — und ich hätte ihr so gern das Glück verschafft, sich heute noch Euch vorzustellen, gnädigste Frau!

Ihr seid auch gar zu ungütig, Herr Ohm! — scherzte Maria, sich vom Sessel erhebend — warum müßtet Ihr mich denn erinnern, daß die Zeit unsers fröhlichen Beisammenseyns bald verronnen ist?

Sie legte nun die schöne schwanenweiße Hand traulich auf Coligny's Arm und ihre geistreichen Au-



gen durchflogen die zahlreiche Versammlung, die jetzt ebenfalls die Tafel verlassen hatte.

Ich vermisse seit lange Euern Neffen, Herr Admiral! — sagte sie jetzt zu diesem im Tone freundlicher Theilnahme — und das thut mir leid! Chastillon ist eine Zierde unserer Gesellschaften.

Der Herr von Coligny verneigte sich tief und erwiederte:

Wenn ich meinem Arnaud dieß Wort Eurer Huld hinterbringen darf, so wird es ihn für den gewiß schmerzlichen Verlust Eurer königlichen Nähe schadlos halten. Familien-Geschäfte riefen ihn beinahe bis an die Grenze Spaniens, doch kann ich ihn in diesen Tagen zurück erwarten.

Familien-Angelegenheiten? wirklich weiter keine? fragte Franz Guise mit schneidendem Tone.

Wirklich nicht, Herr Herzog! entgegnete der Admiral ruhig und maß den Gegner mit so ernster Hoheit, daß dieser verstummend in die Lippen biß; aber in dem Augenblicke trat auch Prinz Condé, der den kurzen Wortwechsel gehört, an die Seite seines Freundes, wendete sich mit mühsam bekämpfter Hitze an den Herzog und rief:

Ich glaube nicht, daß es Euch zusteht, das Wort eines der ersten Männer in Frankreich zu bezweifeln, noch obendrein in Gegenwart Ihrer Majestät und als Wirth des Hauses.

Der Angegriffene erblaßte, und die tiefe Narbe, die sein edel gezeichnetes Gesicht verunstaltete, glühte im dunkelsten Purpur. Eben wollte er etwas recht Giftiges erwiedern, als die schöne Elisabeth mit ernster Würde unter die Streitenden trat und ihnen mit sanftklingenden und doch scharfen Worten ihr Betragen verwies. Voll herzlicher Achtung küßte Coligny die zarte, versöhnende Hand und auch die beiden Fürsten verneigten sich ehrfurchtvoll.

(Die Fortsetzung folgt.)

### L e i c h e n r e d e.

Als Ludwig der Bierzehnte gestorben war, sagte der Prediger in der Thomaskirche in der Leichenpredigt: „Meine Schäflein, laßt uns unsern guten Könige das ewige Leben wünschen. Er suchte den Frieden, nachdem er zwei Schlachten in eigener Person gewonnen hatte. Er gab den Armen gern ein Almosen, und hätte er Geld gehabt, er hätte gewiß seine Schul-

den bezahlt. Er stiftete eine Kriegsschule, baute eine schöne Brücke, auf der Ihr spazieren geht, und hatte einen Kammerdiener, dem ich meine Stelle zu danken habe.“

K. M ü c h l e r.

### M e i n k ü n f t i g e r A r z t.

Ich war — wohl mir! — nie krank gewesen. Doch fiel mir's jüngst recht ernstlich ein: Wenn Du nun je krank solltest seyn, Wen würd'st Du Dir zum Arzt erlesen? Der Doctor Allo ist ein Mann, Den nicht genug man preisen kann — Und wer nur Doctor Homó nennt, In Lieb' und Achtung für ihn brennt.

Nachdem ich lange nachgesonnen, Und doch kein Resultat gewonnen, Was war das Ende von dem Liede — Ich ging gleich vor die rechte Schmiede.

„Des Kranken Schirm! — des Arztes Stab! — Sprach ich zu Vater Aesculap — Sollt's je mir an Gesundheit fehlen, Wen würd'st Du mir zum Arzt empfehlen? Nur zwischen Zweien schwankt die Wahl; Und Jeder hat so seine Mucken — Was Doctor Allo giebt zu schlucken, Für Zung' und Gaum ist Höllenqual; Und bei des Doctor Homó Gaben Muß man armstarken Glauben haben, Wie doch wohl können wirksam seyn Fast unsichtbare Pülverlein —“

Der Arzte Ur-Ahn lächelnd spricht: „Erkrankst Du nur sobald noch nicht, Kann ich Dir einen Arzt empfehlen, Den ich, erkrankt, selbst würde wählen. — Zur Zeit auf eignen Füßen steht Der Mann noch nicht — im heil'gen Drange Nach Wahrheit er im Stillen lange Schon fleißig in zwei Schulen geht, Die, ihre Lehren zu verbreiten, Allo und Homó kräftig leiten. Jetzt noch gehe im er practicirt. Doch hat er dort erst ausstudirt, Wird er auf eignen Füßen stehen Und dann — ich schwöre Stein und Bein — Muß golden seine Praxis seyn, Selbst jene zwei Doctoren gehen, Zu fremdem Heil und eigener Ehre, Bei ihm gewiß noch in die Lehre — Zu meinem Glauben den Beleg Geb' ich Dir mit des Mannes Namen: Kennst Du den Doctor Mittelweg? — Den consulire! — damit Amen!“

Richard Noos.



## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz: Nachrichten.

Aus Pesth.

(Briefe eines Reisenden.)

Raum hier angekommen, soll ich Ihnen schon über das Leben und Weben, über das Reiben und Treiben meines jetzigen Aufenthaltes, ja, was noch mehr ist, über das des ganzen Ungarlandes treuen Bericht erstatten? — Wofür halten mich denn Euer Wohlgebornen? Etwa für einen jener Reisebeschreiber, die sich keine Meile von ihrer Studirstube wagten und dennoch ihre Leser mit ausführlichen Details der Sitten, Gebräuche zc. der in fremden Welttheilen hausenden Völker unterhalten? Oder für einen jener Theater-Recensenten, die, ohne einen Fuß in das Schauspielhaus zu setzen, eine genaue Auseinandersetzung und Beurtheilung des Stückes und dessen Darstellung den Tagblättern liefern? Oder für einen Journalisten, der ruhig in einem bairischen Städtchen hinterm Ofen hocket und Bülletins mit der Aufschrift: „Von der russischen, polnischen, moldauischen zc. Gränze“ schmiedet? Oder halten Sie mich endlich für so scharfsinnig und scharfsichtig, daß ich in der kurzen Zeit meines Hierseyns schon Alles durchschaut und durchprobiert haben sollte? — Ach, Sie irren sich mit allem dem; so weit hab' ich's nicht gebracht. Doch, wenn Sie und Ihre Leser sein genügsam sind und von mir über nichts anderes berichtet sein wollen, als was ich wirklich gesehen und gehört habe, und in der Folge, was ich noch sehen und hören werde: da haben Sie in mir Ihren Mann gefunden. — Ich bin zwar, wie gesagt, noch nicht lange in den Mauern Pesth's, aber von der Natur etwas neugierig und mit der kleinen Unziemlichkeit begabt, in Dinge, die mich eigentlich nichts angehen, meine Nase zu stecken, und so geschah es, daß ich doch schon so Manches erfahren, das ein Anderer mit etwas mehr Egoismus in solch einem beengten Zeitraume nicht herausgebracht haben würde.

Vor Allem muß ich Sie, wie es vonnöthen ist, mit dem Lokale, auf dem ich meine Beobachtungen anstelle, ein wenig bekannt machen. Sie dürfen aber nicht glauben, daß ich mich dadurch an Ihren und Ihrer Leser geographischen Kenntnissen zu zweifeln unterfange. Nein! Sie Alle können gute Geographen seyn und doch nicht wissen, welche Gestalt Pesth in neuester Zeit hat; denn wahrlich, Ihr Gaspari, Ihr Hassel, Ihr Cannabich, Ihr Stein zc. wußten es in den letzten Ausgaben ihrer Werke auch nicht! Pesth ist eine neu aufgeschossene Stadt, die sich seit einem halben Jahrhundert in jeder Hinsicht mehr als verdreifachte und die immer noch in Vergrößerung und Verschönerung begriffen ist.

Daß Pesth gerade der Hauptstadt Ofen gegenüber liegt, von dieser Stadt durch die Donau getrennt und durch eine (leider nur) Schiffbrücke mit ihr im Sommer verbunden wird, werden Euer Wohlgeb. durch die Geographie schon wissen; aber es dürfte Ihnen unbekannt seyn, daß, wenn man über diese Brücke von Ofen nach Pesth schreitet, man eines Anblickes theilhaftig wird, der nur in St. Petersburg oder Berlin eben so überraschend ist. Denken Sie sich eine beträchtliche Reihe der herrlichsten, nach dem neuesten Geschmacke aufgeführten, zwei und drei Stock hohen Häuser, in deren Mitte die im Bau begriffene Donaufronte des herrlichen Theaters pranget, deren

balbige Vollendung den Totaleffekt noch erhöhen wird. Kommen wir nun in die Stadt, so betreten wir zuerst die stattliche, regelmäßig gebaute Brückengasse; rechts derselben befindet sich die Waiznergasse mit ihren prächtigen Kaufläden, deren reich ausgeschmückte Auslagen und trefflich bemalte Schilder mit denen Wien's wetteifern; links der Brückengasse erblickt man den sehr großen, prächtigen, äußerst regelmäßig angelegten Marktplatz, wo eben jetzt zur Marktzeit ein unbeschreibliches Leben herrscht; dann die schnurgeraden breiten und sehr langen Nebengassen u. s. w.

Pesth hat 21 öffentliche Plätze, 5 Hauptstraßen, 180 Gassen, über 4300 Häuser (worunter etwa 300 leere Gründe) und mit Einschluß des Militärs, des Adels und der Universitätjugend, welche sämmtlich nicht conscribirt werden, zwischen 75—80,000 Einwohner. — Eigentliche Pracht-Paläste, wie in großen Residenzen, giebt es fast keine; ich will jedoch das von Carl VI. vor hundert Jahren erbaute große Invalidenhaus, das eine herrliche Fronte, aber eine unansehnliche Rückseite hat, ausnehmen. Das Josephinische Gebäude (so genannt von seinem Erbauer, dem unsterblichen Kaiser Joseph), jetzt eine Artillerie-Caserne, ist zwar höchst merkwürdig wegen seiner enormen Größe, denn es ist eines der colossalfsten Bauwerke Europa's, aber seine Architektur ist eben so simpel als geschmacklos. Von andern öffentlichen Gebäuden sind bloß das prachtvolle große Theater, die Universität und das eben vollendete Kaufhaus bemerkenswerth. Ansehnliche Kirchen mangeln ganz. Desto mehr giebt es schöne, im besten Style erbaute Bürgerhäuser, deren Zahl immer noch vermehrt wird und die sich fast alle durch Solidität, Geräumigkeit, Bequemlichkeit und freie Zugänge auszeichnen.

Pesth verdankt seinen Wohlstand und raschen Aufschwung größtentheils dem hier sehr blühenden Handel und den vier Jahrmärkten, die die größten in der Monarchie sind. Angehäuftes Reichthum an einer Stelle muß man hier nicht suchen; eben so wenig wird man hier große Armuth antreffen und schon die äußerste Wohlfeilheit der Lebensmittel (was aber übrigens mehr vom Lande gilt) läßt kein Verhungern, wie in der Hauptstadt der Britten, zu. Bemittelte Grundeigenthümer, Kaufleute und Handwerker, über denen ein ziemlicher Wohlstand ausgebreitet ist, sind hier zur Genüge vorhanden.

Im Ganzen bemerkt man viel Großartiges, wenn es auch manchmal das Ansehen hat, als wollte sich Pesth über seinen Stand erheben. An Luxus und Aufwand habe ich bis jetzt nur einen geringen Unterschied gegen Wien und Berlin bemerkt und, wenn ich das Hofleben ausnehme, finde ich hier mehr Großstädterei als in München und Dresden.

An Spaziergängen ist Pesth arm; das einzige sogenannte „Stadtwaldchen“, à la Wiener Prater, wird bloß an Sonn- und Feiertagen ziemlich besucht. Reizende Landpartieen bietet bloß das nachbarliche Ofen dar, die aber sammt und sonders zu entfernt sind, um häufig besucht werden zu können. Ueberhaupt haben die Pesther wenig Geschmack an Vergnügungen im Freien; wenigstens scheint es an Anstalten zu mangeln, um ihre Lust darnach zu erwecken. Hingegen erhalten Kaffee-, Gast-, Wein- und Bierhäuser, deren Gesamtzahl hier über 1000 seyn soll, um so stärkern Zuspruch.

(Die Fortsetzung folgt.)